

Wie man ein Stück Landwirtschaft abonniert

Ein Biobauernhof lebt in besonderer Weise von seinen Kunden: Sie bekommen Nahrungsmittel und sichern mit einem festen Monatsbeitrag seine Existenz. Von Julia Lauer

FRANKFURT, 12. Januar

Wolfgang Stränz verkörpert nicht gerade das, was man unter einem Aussteiger versteht: Er wohnt in einem stückverzierten Altbau im Hamburger Stadtteil Wandsbek und war früher einmal Chemielehrer. Mittwochsbesucher wollen nicht zu ihm, sondern nur bis vor seine Haustür. Daneben steht eine Bretterkonstruktion mit Pinnwand und zwei Plastikboxen. Es ist einer von 14 "Stützpunkten" zwischen Hamburg und Fuhlenhagen; sie enthalten Milch- und Getreideprodukte, Fleisch und Saisongemüse. Studenten, Pressesprecher, Anwälte, Arbeitslose und Buchhändler decken sich dort mit Nahrung ein, allesamt sind sie Stadtmenschen. Gemeinsam mit vielen anderen bieten sie dem Buschberghof in der Nähe von Hamburg für ein Jahr wirtschaftliche Sicherheit, im Gegenzug erhalten sie die Erzeugnisse. Das Finanzierungsmodell ist ungewöhnlich, doch das Interesse daran nimmt zu.

Einmal im Jahr Ende Juni findet eine Vollversammlung aller Mitglieder statt, die Wolfgang Stränz als Kassenwart moderiert. "Wir bieten eine Lebensalternative, ohne die Wirtschaftsgemeinschaft vor den Pflug zu spannen", sagt er. Die gemeinnützige GmbH, der Land, Gebäude und Vieh gehören, spielt eine untergeordnete Rolle. Entscheidend ist der Etat, den die fünf verantwortlichen Landwirte veranschlagen. Er soll reichen, um den Buschberghof in Fuhlenhagen gemeinsam mit Auszubildenden und Praktikanten ein Jahr lang zu bewirtschaften. Die Produkte, die auf einer Nutzfläche von 86 Hektar erzeugt werden, sollen 360 Menschen ernähren. Hier wachsen etliche Sorten Obst und Gemüse, im Sommer auch Erdbeeren und im Winter Postelein, eine Salatpflanze. In der eigenen Bäckerei werden wöchentlich 13 verschiedene Sorten Brot aus Weizen, Roggen und Gerste gebacken. Butter, Quark und Käse werden aus der Milch von 30 Milchkühen gewonnen, außerdem gibt es 40 Jungrinder, 50 Schweine und 200 Hühner auf dem Hof.

Auf der Vollversammlung verhandeln die Landwirte mit den Mitgliedern über deren Monatsbeitrag. Die Geldgeber legen sich dabei für ein Jahr fest. Während dieser Zeit teilen sie mit den Bauern das Risiko schlechter Ernten und profitieren gemeinsam, wenn eine Saison viele Früchte hervorbringt. "Erzeuger-Verbraucher-Gemeinschaft" ist deshalb eine der Bezeichnungen für das Konzept, andere sprechen von CSA, "community supported agriculture". "Es hat sich nicht bewahrheitet, dass die Bauern die Füße hochlegen, sobald die Finanzierung gesichert ist", tritt Stränz Skeptikern entgegen.

Auf der vergangenen Mitgliederversammlung verlangten die Bauern 345 000 Euro, die Mitglieder boten aber gleich in der ersten Runde 353 000 Euro. Nur selten müsse eine zweite Bietrunde ausgerufen werden, weil nicht ausreichend Geld zusammenkomme, erzählt Stränz. Einen festen Beitrag gibt es nicht. "Uns muss die Nase passen, nicht das Portemonnaie", sagt er, der als Einziger darüber informiert ist, wie viel die Mitglieder im Einzelnen zahlen. Dass die Beitragsraten nicht offen ausgehandelt werden, sei wichtig, damit keine Missgunst unter den Mitgliedern entstehe. Auch komme so niemand auf die Idee, von einem eben beförderten Arzt eine höhere Beitragsrate zu fordern. Es ist erwünscht, dass jene, die mehr haben, mehr zahlen als solche, die wenig haben. Ein Drittel der Mitglieder zahlt den durchschnittlichen Beitrag, ein Drittel zahlt mehr, ein Drittel weniger. Aber: "Es gibt eine Schamgrenze", sagt Stränz, "die bei dem Preis liegt, den man bei Aldi oder Lidl für Lebensmittel ausgeben würde." Zur Orientierung nennt er einen Richtwert: 150 Euro im Monat für einen Erwachsenen, 70 Euro für ein Kind.

Dafür bekommen die Mitglieder so viele Brot- und Milchprodukte, wie sie bestellt haben, Obst und Gemüse nehmen sie sich am Stützpunkt in den Mengen, die sie für angemessen halten, Fleisch wird zugeteilt. "Es gibt genug" ist ein Satz, der immer wieder fällt. Annette Bopp ernährt sich seit zehn Jahren fast ausschließlich von dem, was der Buschberghof produziert. Nudeln, Reis, Tee, Knoblauch und Orangen gehören zu den wenigen Produkten, die sie bei ihren seltenen Besuchen im Supermarkt hinzukaufen. Es nervt sie nicht, sagt sie, ihre Selbstbestimmtheit in der Küche aufzugeben: "Ich muss im November keine Erdbeeren essen. Es ist gut und angenehm, mit den Jahreszeiten zu kochen, es fördert die Phantasie." Ihr gefällt, dass die Produkte von der direkten Bezahlung entkoppelt sind. Die Journalistin zahlt für sich und ihre beiden Kinder einen monatlichen Beitrag von 300 Euro. "Das rechnet sich nicht nur, ich werde beschenkt", sagt sie, "im Bioladen wäre alles doppelt bis dreimal so teuer."

Das liegt unter anderem daran, sagt Kassenwart Wolfgang Stränz, dass die Transportwege kurz seien und auf Verpackungen verzichtet werde. Anders als im Direktverkauf passen sich die Verbraucher bei Obst und Gemüse an das Angebot an, bei weiterverarbeiteten Produkten wie Brot wird gemäß der Nachfrage

produziert. Außerdem bedürfe eine "brüderliche Wirtschaft" keiner Händler mehr. Sie ist das Ideal auf dem Buschberghof, das von Rudolf Steiner inspiriert ist, dem Begründer der Anthroposophie und der biologisch-dynamischen Landwirtschaft von Demeter-Betrieben.

"Ich bin mir nicht sicher, ob das hier Kapitalismuskritik ist", sagt Stränz. "Früher fühlten wir uns ja als Bannerträger sozioökonomischer Umwälzung. Aber wir wollen ja nicht das Geld abschaffen, sondern finanzieren uns damit." Der Buschberghof bestreitet seine Einkünfte zu 95 Prozent aus der Wirtschaftsgemeinschaft, nur sporadisch werden Güter direkt gegen Geld getauscht: dann, wenn es Überschuss an Waren oder Vieh gibt. Ziel aber ist, nur so viel zu produzieren, wie gebraucht wird, und dabei ein Gleichgewicht im Hoforganismus herzustellen. Dazu gehört, so viele Tiere zu halten, wie eigenes Futter zur Verfügung steht und wie Mist zum Düngen im Ackerbau benötigt wird.

Der Buschberghof ist der erste Hof in Deutschland, der mit CSA wirtschaftete. Die Idee geht maßgeblich auf den biodynamischen Landwirt Trauger Groh zurück, der eine Zeitlang auf dem Buschberghof lebte und das Konzept später in Nordamerika entwickelte. "Das System haben wir von Trauger abgeguckt", sagt Stränz, der den Buschberghof in den achtziger Jahren kennenlernte. Als Hausmann brachte er die Kinder morgens in den Waldorf-Kindergarten. "Mit der Fuhlenhagener Milch, die es dort gab, fühlte ich mich sicher." Es war die Zeit der Tschernobyl-Katastrophe. Der Buschberghofs finanzierte sich damals noch über Direktverkauf im Hofladen, fuhr dann eine Zeitlang zweigleisig. 1989 war die Umstellung auf CSA endgültig erfolgt.

Dass das Vertrauen der Kunden entscheidend ist, erleben besonders jene Höfe, die gerade auf CSA umstellen. In Escherode bei Kassel zum Beispiel bauen Petra Walter und ihr Lebensgefährte Jürgen Hassemeier 40 Arten von Nutzpflanzen biologisch an. Ziel ist, die Gärtnerei Wurzelwerk möglichst bald über CSA zu finanzieren. "Denn dann weiß ich, für wen ich anbaue", sagt Walter. "Doch als wir hier vor drei Jahren mit dem Landbau anfangen, kannte uns keiner. Deshalb haben wir uns nicht getraut, sofort ausschließlich CSA anzubieten."

Wurzelwerk ist an Bioland angeschlossen, der Buschberghof ist ein Demeter-Betrieb. Die Landwirte in Fuhlenhagen leben mit Behinderten, die sie dort betreuen. Petra Walter lebt in einer Kommune, deren 22 Mitglieder auch einen beachtlichen Teil der Wirtschaftsgemeinschaft stellen. "CSA-Höfe haben gemeinsam, dass ein ökonomischer Rahmen geschaffen wird, damit konsequent ökologisch gewirtschaftet werden kann", sagt Juliane Perthen, die an der Universität Kassel ihre Examensarbeit über CSA schreibt. "Wenn der wirtschaftliche Ansatz auf Kostendeckung und nicht auf Gewinnmaximierung ausgerichtet ist, lohnt es sich auf einmal wieder, auf Vielfalt ausgerichtet zu sein." CSA-Höfe vermeiden Monokulturen, weil sie davon leben, dass dort nicht nur Grünkohl wächst. "Möhren mit Bein werden in der kommerziellen Produktion aussortiert, weil sie den geforderten Qualitätskriterien nicht entsprechen, egal ob sie Bio sind oder nicht", erklärt Perthen. Bei CSA werden sie verteilt.

CSA fristet in Deutschland noch ein Nischendasein. Wolfgang Stränz schätzt die Zahl der Höfe, die damit wirtschaften, auf rund ein Dutzend. Wie viele es genau sind, weiß noch nicht einmal der Deutsche Bauernverband.

Text: F.A.Z., 13.01.2011, Nr. 10 / Seite 18

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH - 2011
Dies ist ein Ausdruck aus www.faz.net